

Laudatio für Karin Kersten zur Verleihung des Helmut M.
Braem-Preises beim 19. Esslinger Gespräch am 22. November 1986

Liebe Karin Kersten - liebe fördernde und geförderte und jeden-
falls a k t i v e Freunde literarischer, wissenschaftlicher
und vor allem gelungener Übersetzungen - liebe Kollegen und
Kolleginnen!

Natürlich freue ich mich sehr über das mir zugefallene Vergnügen,
jemanden zu preisen, der etwas so Entscheidendes - nämlich eine
gute Übersetzung - für einige auch von mir hochgeschätzte Autoren
geleistet hat, wie Karin Kersten es für Phillippe Ariès und Susan
Sontag, für Barbara Tuchman und Doris Lessing und in besonderem
Maße für eine so vertrackte und hintergründige Schriftstellerin
wie Djuna Barnes getan hat.

Kein einschränkendes Aber also, was den Anlass oder gar die zu
Preisende und ihre Leistung angeht. Hingegen die Bitte um Nach-
sicht für mich: Ich bin kein Redner sondern ein Schreiber, und
ich habe die für meine Redaktuere quälende Angewohnheit noch klei-
ner Abänderungen und Korrekturen allerletzter Hand anzubringen -
auch bei Druckwerken, die - wie Tageszeitungen - zum raschen Ver-
brauch bestimmt sind. In der Rede - auch wenn sie ein wenig über-
legt und zu Papier gebracht ist - gibt es solche nachträglichen
Verbesserungen nicht. Und wenn einem hinterher die allertriftigsten
Preis-Gründe und die zutreffendsten Formulierungen einfallen soll-
ten - gesagt ist gesagt! Und noch eins möchte ich hier einmal an-
merken: Der Rezensent, der zugleich Übersetzer ist und vorzugs-
weise aus anderen Sprachen eingebrachte Literatur bespricht, ist
ein zwiespältiges Wesen: Er/sie kommt, wenn er/sie sich die Mühe
macht, die Übersetzung mit dem Originaltext zu vergleichen - und
das sollte man jedenfalls tun - zu einem genaueren, vielleicht
auch strengeren Urteil als jemand, der sich nur an den deutschen

Text hält. Man müsste nun seine eventuellen Bedenken genau formulieren und mit einem ausführlichen Zitat belegen - das aber kann man in der Regel nicht, weil - so heisst es - bei der Raumnot der meisten Feuilletons und Literaturseiten - in einer Rezension dafür eben kein Platz ist. So muss man sich häufig mit einem viel zu knappen und zu pauschalen Einwand oder auch Lob begnügen. Auch ich habe das wiederholt getan - einmal auch im Falle einer Übersetzung von Karin Kersten, wie ich mich erinnere - und ich bitte bei dieser Gelegenheit diese und alle sonst davon Betroffenen um Verständnis und Pardon. Das andere ist, daß der Übersetzer im Rezensenten sein Haupt reckt, sobald er zum Vergleich mit dem deutschen Original-Text vor sich hat. Und da muss er sich zügeln. Er muss unterscheiden zwischen dem, was er nach genauer Prüfung gegen eine Wortwahl, eine Passage oder womöglich den Gesamt-Ton der Übersetzung einzuwenden hat und seiner eigenen - gleichfalls auf Richtigkeit hin geprüften - Version, die einem vielleicht lieber ist. Denn das werden wir uns hier wohl eingestehen dürfen: Die Spannweite der möglichen Interpretationen eines Textes - die schlichte Richtigkeit immer vorausgesetzt - ist beträchtlich. Die genau zutreffende, die u n ü b e r t r e f f l i c h e Übersetzung, die sich dem Original bis auf die niemals ganz überwindbare Sprachdifferenz nähert, ist ein Glücksfall.

Einen solchen Glücksfalls haben wir in Karin Kerstens im Wagenbach Verlag erschienenen Übersetzungen von Djuna Barnes vor uns. Ein Glücksfalls für den deutschen Leser und - ein hartes Brot für die Übersetzerin. Denn es ging ja darum, die hintergründig-einfache, oft ironisch maskierte, mit modischen Manierismen arbeitende oder auch archaisierende Sprache ihrer frühen kleineren Arbeiten zu treffen, die dem ersten Roman "Ryder" von 1928 vorausgingen, und wiederum den wahren Djuna-Barnes-Ton, der sich in einigen der frühen Erzählungen ankündigt und dann in aller Fülle in ihrem

chef d'oeuvre "Nightwood" von 1936 da ist, in ein Deutsch einzubringen, das es nicht gab, das - wenn ich's richtig sehe - nirgendwo eine Entsprechung in der zeitgenössischen deutschen Literatur der zwanziger bis dreissiger Jahre hatte, der also "erfunden" werden musste, ohne daß sich die Künstlichkeit der Erfindung wie peinlicher Mehltau auf die Sprache legte. Das ist ihr gelungen. Im Falle von "Ladies Almanach" - von dem gleich ausführlicher die Rede sein soll - in einem solchen Maße, daß es unter den rundum zustimmenden Kritikern auch Begeisterte gab, die ihr attestierten, sie habe die sperrige und schwer lesbare Sprache des Originals elegant "verbessert". Das ist vielleicht der stille Ehrgeiz mancher Übersetzer - und es gelingt ja auch manchmal. Ich würde hier so weit nicht gehen, weil ich die \nearrow archaisierende \nwarrow Sperrigkeit dieses Pastiche-Werkchens für - von der Verfasserin - beabsichtigt halte und weil im Lob der "lesbaren Verbesserung" die - zu fürchtende - Nuance von "Glätte" mitschwingen könnte. Und das wäre dann kein Lob mehr.

Hier scheint mir eine besonders günstige Koinzidenz vorzuliegen: eine satirisch witzige Inklination ist auf eine andere gestoßen. Was nicht heißt, daß sich damit die Charakteristika der Schriftstellerin - und ihrer Übersetzerin - erschöpfen. Was diese angeht, so hat sie mir versichert, daß sie die ganze Breite der Literatur brauche, gerade um sprachlich schwierige, anspruchsvolle Texte, die äusserste Konzentration und Erfindung erfordern, Übersetzen zu können. Ich verstehe das gut. Ganz abgesehen davon - und das wollen wir heute hier aus Festesanlass nur ganz am Rande vermerken - daß man vom Übersetzen anspruchsvoller Texte nicht leben kann - man muss die eigene Sprache gelenkig halten und sie auch mit gemischter Kost ernähren. Bleiben wir noch einen Augenblick bei "Ladies Almanach" - dieser "einer Mußestunde" entstammenden "milden Satire", wie Djuna Barnes selbst ihn nennt - der 1928 anonym, bzw.

- 4 -

mit einer "Lady of Fashion" als Verfasserin, als - größtenteils von der Autorin selbst bezahlter - Privatdruck in einem französischen Kleinverlag erschien. Immerhin in einer Auflage von 1050 Stück. Djuna Barnes soll sie - dem Vernehmen nach - einhändig in New York vertrieben haben, wenn sie dort - als gesuchte Journalistin großer Tageszeitungen - zu tun hatte. Auch in Paris liess sich die Identität der Autorin nicht lange verheimlichen. Das anstößige Bändchen mit den frechen Zeichnungen der Verfasserin ging in den Treffpunkten der Intelligentsia und Bohème von Hand zu Hand: im Café Dôme und in den eleganten Wohnungen der reichen exzentrischen Damen des Faubourg. Man wusste also - und wusste nicht. Die amüsierte Toleranz gegen die doch recht giftigen Attacken auf weithin bekannte Personen war offensichtlich größer als der geheime Ärger. Mittelpunkt des Buches ist Natalie Clifford Barney, eine amerikanische Millionenerbin, die, europäisch erzogen, um die Jahrhundertwende ganz nach Paris übersiedelt war. Sie liebte Frauen und unterhielt Freundschaften mit geistreichen Männern. Einer von ihnen, Rémy de Gourmont, der Begründer des angesehenen Literaturmagazins "Mercure de France" machte die reiche Amerikanerin mit seinen "Briefen an eine Amazone", die er darin veröffentlichte, endgültig gesellschaftsfähig in den anspruchsvoll gemischten Pariser Zirkeln. Sie führte sehr bald einen eigenen Salon, in dem sich das geistige und künstlerische "tout Paris" und die bedeutendsten ausländischen "expatriates" trafen, unter anderen: Proust, Cocteau, Rodin, Claudel, Valéry, Rilke, d'Annunzio, Joyce, Scott Fitzgerald etc. etc. Männliche wie weibliche Homoerotiker fanden hier Gleichgesinnte. Ich verdanke alle diese Daten Brigitte Siebrasses vorzüglich recherchiertem und amüsant geschriebenem Nachwort zum deutschen "Almanach". Der amerikanische Verleger Putnam rühmt der zur Zeit seines Erscheinens schon etwas fülligen Amazone Witz, Intelligenz und Charme nach, aber auch

Herzlichkeit und Güte, die übrigens auch Djuna Barres erfuhr. Andere, wie der unartige Truman Capote, sahen in diesem Treffpunkt von "erhabener Ungezwungenheit" - so Putnam - eher eine Mischung aus "Puff und Gebetshaus" und mochten der Dame des Hauses deren heftigen erotischen Konsum nicht recht glauben. Djuna profitierte von diesem Kreis und blieb mit Natalie fast lebenslang befreundet. Satire hin, Freundschaft her - es war ein menschlicher Umschlagplatz, wie es sie heute nicht mehr gibt, eine letzte starke Position der - nach allen Seiten offenen - "Bohème", die ja einmal eine Protestbewegung gegen das "Bürgerliche" gewesen war, und es war eine geschützte Enclave innerhalb der politischen Realität, in der die terriblen Simplifikateure längst mit ihrem wüsten "Süüberungswerk" begonnen hatten. Soweit der Hintergrund dieses Damen-Kalendariums, und nun als Probe daraus die Stelle, wo Dame Musset, alias Natalie Barney, nun in den Fünfzigern und auf ihre Weise weise geworden, auszieht diese keineswegs ganz entsagungsvolle Weisheit unter den Frauen auszustreuen:

Folglich machte sie sich auf, um durch die Stadt zu gehen, den Stecken in der Hand, die Bärenfellmütze tief über das eine Auge gezogen, und während sie so umherging, sprach sie mit Frauen, inhäusig und aushäusig, und gab ihnen über viele Dinge Bescheid, von denen sie noch ganz lange Zeit nichts zu erfahren gehofft hatten.

Manche weinten um der Liebe willen in Tücher, und andere wieder schwammen hinaus in einem Schluck Grabenwasser und holten sich ihre Tode durch Ertrinken oder hingen baumaufwärts an Galgenstricken und Brunnenseilen und Drachenschnüren und an Wassertrossen, und noch andere starben in schwarzen Handschuhen, oder aßen köstliche Schmankerl, in aller Eile zusammengerührt mit Schierling aus einer Vorratskammer, die niemals mehr knarren würde unter ihrem Saum, und wieder andere bohrten, Asche durch Staub und Kies durch Steinwaage, nach einem Grab, hinabtauchend zwecks völliger Bedeckung, oder knieten über schräggestellten Spiegeln und fragten die weltweise Lüge oder gingen in ihren hübschen Kleinigkeiten Rumpf hoch, Herz runter um des Kummers und des Schmerzes der Verlorenenliebesmüh willen, während Dame Musset auf dem Holz eines Dornstrauchs saß (und nimmer um irgendetwas weiser), auf daß sie vielleicht ein Mädchen retten könnte oder etwas dergleichen, ehe es in der üppigen Welle gebadet oder sich einen Mundvoll vom Wirrwarr der Versuchung einverleibt hätte.

Ich bin mir nicht im klaren, ob Sie den deutschen Text noch im Ohr haben, um nun im nachhinein - im Vergleich mit dem Original - ihn hinreichend genießen zu können; ich versuche einmal, Ihnen eine Probe zu geben, die, wie ich weiß, nicht mehr als den Ton deutlich machen kann.

Therefore she set out through the Town, her Staff in hand, her Busby well over one Eye, and as she went she spoke with Women, indoors and out, and had Words with them on many things that they had not hoped to know for a great long while.

Some wept into Kerchiefs for Love's sake, and yet others swam out into a Dram of Ditchwater, and got their deaths of drowning, or hung Belly up on Halters, and Well-ropes and Kite-strings and near Water-hawsers, and others died in black Gloves, or ate Kickshaw trifles whipped up with Hemlock, from a Pantry that would never creak to their welt again, or yet others drilled, ash by dust and gravel by Hod, earth dipping for a Grave to coverall, or knelt over Mirrors of a bevel asking the world-wise Lie, or all in their Pretties, wept rump up and heart down for the Sorrow and the Pain of Loveslabourlost, while dame Musset sat on a thorn of a Hedgerow (and never the wiser) that she might save a girl or so before she had wallowed in Love's rich welter, or troughed a mouthful at the Tarn of temptation.

Mit das Schwierigste beim Übersetzen ist vielleicht, den spezifischen Wortwitz aus einer Sprache in die andere zu übertragen. Gerade das hier geübte Spiel mit archaisierenden Sprachformen kann schlimm daneben gehen. Darin Kerstens deutscher Text - das wird sich Ihnen vermittelt haben - trifft einfallsreich und kühn ins Schwarze dieses Humors.

Dieses kleine "Nebenwerk" entstammt einer Lebensperiode, die Djuna Barnes in die äusserste Tiefe ihrer menschlichen Erfahrungen und auf den Höhepunkt ihres literarischen Könnens führt. Es ist die Zeit ihrer leidenschaftlichen Beziehung zu der jungen amerikanischen Bildhauerin Thelma Wood, einem begabten und wilden Mädchen mit stark selbstzerstörerischen Zügen aus der amerikanischen

Provinz, dem Mittleren Westen. Keine so seltene Figur übrigens in dieser Generation, die sich die verlorene genannt hat - denkt man ~~hier~~ an Scott und Zelda Fitzgerald. Obgleich Djuna die stärker Liebende und also die Abhängigere ist, löst s i e 1931 die Beziehung. Fast unmittelbar danach beginnt sie zu schreiben. Das Ergebnis dieser Passion ist ihr opus magnum "Nightwood", das 1936 bei Faber & Faber - dem Verlag T.S. Eliots - in London erscheint. Sie hat den Roman größtenteils im Hause ihrer Freundin Peggy Guggenheim in Süd-Devon geschrieben, und sie wollte in England bleiben. Das erwies sich als unmöglich, und so kehrte sie - ungerne - nach New York zurück. Erst 1959 erschien die kongeniale deutsche Übersetzung von Wolfgang Hildesheimer. Sie hat den Maßstab gesetzt, an dem alle weiteren Versuche, Djuna Barnes zu übertragen, gemessen werden müssen - so verschieden die Texte und der für sie zu findende Ton auch sein mögen. "Nachtgewächs" wurde - wie das Original fast 20 Jahre zuvor - zum Buch der wenigen und Eingeweihten. Sein Erfolg - auch im englischen und amerikanischen Sprachraum - war nicht zu vergleichen mit dem ihres ersten Romans "Ryder" von 1928, der nun auch - nach fast 60 Jahren - im Suhrkamp-Verlag deutsch vorliegt.

Peter Hamm hat dieses ungläublich dichte und vielschichtige, großartige und schreckensvolle Buch "Nachtgewächs" seinerzeit - vielleicht etwas pathetisch - den "Hilfeschrei einer Menschheit vor der zweiten Sintflut" genannt. So falsch war das nicht. Immerhin wurde von dieser Sintflut, die mit den dreissiger Jahren erkennbar stieg, nicht nur ein wesentlicher Teil der deutschen Literatur begraben, sie hat auch Autoren und Intellektuelle erfasst - um nur von ihnen zu reden -, die als frei- und manchmal auch mutwillige "expatriates" sich im Europa der zwanziger Jahre zwischen Paris, Berlin und London bewegten. Djuna Barnes gehörte zu ihnen. So ist - wenn auch nur von aussen gesehen und obgleich sie von den politi-

- 11 -
schen Vorgängen untangiert schien - "Nightwood" nicht nur der Höhe- sondern zugleich der Endpunkt einer literarischen Karriere. Erst 1958, ^{also} fast 20 Jahre später, erscheint "The Antiphon", ein Stück in Blankversen, das ein Familiendrama, genauer eine Mutter-Tochter-Tragödie zum Inhalt hat. 1972 folgt - in einem bei uns üblichen Abstand ~~7~~ ^{die} im Suhrkamp-Verlag - /übrigens sehr gute - deutsche Übersetzung von Christine Koschel und Inge von Weidenbaum. Eine dem Stück und der Dichterin entsprechende Aufführung steht dringend an. Nach einem mißglückten Versuch in Stockholm - den Djuna Barnes' Freund, Dag Hammarskjöld, der UN-Generalsekretär damals vermittelte - geriet das Stück, geriet auch Djuna Barnes in Vergessenheit. Der Rest ihres Lebens ist Schweigen - oder scheint es zu sein - bis, in den siebziger Jahren, eine neue Generation sie entdeckt und die Verlage diesem Interesse, wenn auch nicht überschwänglich, folgen.

Zu Beginn der vierziger Jahre bezog Djuna Barnes eine Einzimmerwohnung an dem von literarischen Berühmtheiten geadelten Patchin Place im "Village" in New York - der Szene ihrer Anfänge. Bereits die 24-jährige hat in einer Art Bestandsaufnahme - "Greenwich Village as it ist" - dessen Veränderungen und schleichenden Verfall präzis beschrieben. Sie wird 40 Jahre - bis zu ihrem Tod 1982 - dort bleiben. Eine ziemlich makabre Vorstellung: Vierzig Jahre auf knapp 30 qm und auf sich selbst angewiesen, zwischen verstaubenden Büchern und Papieren, hin und wieder Gedichte auf lose Blätter notierend, die sie am nächsten Tag wieder zerreißt, während die Kontakte mit einer veränderten Welt abbröckeln, die alten Freunde dahinstehen oder sich zurückziehen, wenn nicht sie selbst es tut. Sie wird mißtrauisch gegen alle - gerade auch gegen diejenigen, die versuchen, ihre literarischen, finanziellen und alltäglichen Dinge in Ordnung zu halten. Aber dem Bild der verbitterten Alten, das Andrew Field, ihr redseliger und von ihr

nicht autorisierter Biograph, von ihr entwirft, widersprechen andere, von den wenigen Jungen entworfene, die sie in ihre Nähe liess. Sie behielt ganz offensichtlich etwas von ihrer Eleganz, sie behielt ihre Reserve, ihre Geistesschärfe.

Ich möchte Ihnen ein Stück aus einer solchen Begegnung vorlesen: (Text Darryl Pinckney aus Freibeuter Nr. 24, Seite 7)

Sie werden nach dieser Probe sicherlich finden, daß es ein witzig geschriebener Text in einem sehr gegenwärtigen, ironisch durchsetzten Deutsch ist. Er liest sich wie ein Original. Es ist aber eine Übersetzung eines amerikanischen Textes von Darryl Pinckney, einem jungen schwarzen Autor, der Djuna Barnes zeitweise seine Dienste anbot, und sie ist von Karin Kersten.

Am Ende dieses ungeheuren Lebenshogens von 90 Jahren sagt die "berühmteste Unbekannte": "Life is painful, nasty and short... in my case ist has only been painful and nasty!" (Das Leben ist quälend, widerwärtig und kurz... in meinem Fall war es nur quälend und widerwärtig. Ein schlimmes Schlußwort - wenn es alles enthält. Im übrigen steht die Äusserung über die "berühmte Unbekannte" te in einem Brief an Wolfgang Hildesheimer, den Djuna Barnes am 23. Juni 1969 schrieb und man sollte sie vollständig zitieren: Sie müsse zugeben, heisst es da nämlich, daß sie selbst in erheblichem Maße dafür verantwortlich sei. Ich mache einen - wie sie sehen werden gar nicht so großen - Sprung zurück zu der jungen Djuna Barnes, die nach einer disparaten Kindheit und Jugend auf dem Lande, in Cornwall on Hudson und nach flüchtigem Besuch der Kunstakademie in New York die Village-Szene betritt und sofort "in" ist: Sie ist klug und elegant, ihre atemraubende Schlagfertigkeit und ihr schwarzes Cape werden zu unverwechselbaren Signaturen. Sie fängt an, für Zeitungen zu schreiben und illustriert ihre Beiträge häufig selbst - in der Anzüglichkeit und

im Strich eine Nachkommin Beardsleys. Sie schreibt Stücke, die auch in Kleinsttheatern aufgeführt werden. Es geht ihr nicht schlecht, aber sie muss längere Zeit hindurch ihre Mutter und ihre Brüder erhalten. Aus der Zeit um den ersten Weltkrieg rühren die Interviews her, die in Zeitungen und Zeitschriften erschienen und die zum weit überwiegenden Teil Karin Kersten für Wagenbach übersetzt hat. Es ist eine gemischte Gesellschaft, die sich da versammelt: Reiche Bonvivants, abgetakelte Aktrizen, Boxer, Leute vom Variété, der berühmte Fotograf Alfred Stieglitz und ihr verehrter Freund James Joyce. Unter diesen buten Vögeln und Berühmtheiten gibt es auch ein Interview mit einer alten Gewerkschaftlerin, die Djunas Großmutter in ihrer Jugend gekannt hatte. Und so fängt es an:

(Text 4, Seite 56 "Porträts")

Als sie das schreibt, ist sie 23 Jahre alt. Im Anhang zu der erfreulich rasch bei Wagenbach erschienenen Ausgabe der "Porträts" ist ein Gespräch widergegeben, das der ^{windige} New Yorker Kleinverleger und Galerist Guido Bruno für dessen diverse Blättchen auch Djuna Barnes gelegentlich schrieb, 1919 mit der Autorin geführt hat.

Auf seine Frage, warum sie so schrecklich morbide sei, antwortete sie: "Morbide?"... "Da kann ich nur lachen. Dies Leben, das ich beschreibe und zeichne und porträtiere, ist das Leben, wie es ist, und folglich nennen Sie es morbide. Sehen Sie sich mein Leben doch an. Sehen Sie sich das Leben um mich herum doch an! Wo ist denn die Schönheit, die bei mir angeblich fehlt? Wo sind die hübschen Episoden, die andere schildern? I c h m e i n e d a s L e - b e n v o n M e n s c h e n , d e n e n m a n d i e M a s - k e n w e g g e n o m m e n h a t."

Ich möchte Ihnen als letzte Lobe-Probe eine Passage aus einer der Erzählungen lesen, die - aus den Zwanziger und späteren Jahren stammend, bei Faber und Faber 1960, im amerikanischen Verlag Farrar

Straus und Giroux zwei Jahre später erschienen, von denen es in der ersten zaghaften Annäherung an Djuna Barnes im Deutschen fast gleichzeitig - und das ist verdienstvoll - bei Neske in Pfullingen eine eher blasse Übersetzung gab und die jetzt in Karin Kerstens Übersetzung neu bei Wagenbach unter dem Titel "Leidenschaft" erschienen. Diese Geschichten spielen - wie die der vorigen Sammlung - ~~in~~^{die} deutsch "Die Nacht in den Wäldern" heisst - unter alltäglichen Personen in alltäglichen Lebensbereichen und zugleich in skurrilen oder bedrohlichen Seelenrandbezirken - eben unter "Menschen, denen man die Masken weggenommen hat". Der friedliche Armenier, der vom Land nach New York in eine ererbte Schneiderei verschlagen wird, in die Hände einer zickig-bösen kleinen Megäre fällt, ein Kaninchen tötet, um als Mann, als "Held" zu erscheinen und darüber den Verstand verliert, und der Stallknecht, der von seiner Herrin elegant abgerichtet und um seine Person gebracht wird, so daß seine Pferde ihn nicht mehr erkennen und ihn niedertrampeln - sie sind Brüder: "Auf der Schattenseite des Lebens" hätte einen zugleich sentimental und sozialen "touch", der Djuna Barnes gänzlich fremd ist. Alle ihre Personen scheinen eher im Bann einer bestimmten Vorstellung, die sie von sich - oder andere von ihnen - haben, zu handeln - oder auch nicht handeln zu können. Es sind zugleich unscheinbare und phantastische Tragödien, die sich da in dunklen, oft poweren Winkeln abspielen. Und sie sind mit der Radikalität gesehen und beschrieben, die bei Djuna Barnes das Maß des Dichterischen ist. (Beispiel aus: "Die Nacht mit den Pferden". und "Das Kaninchen":

("Leidenschaft", Erzählungen)

Diesen unauffälligen Ton in dem insgeheim das Drama eines Lebens vibriert - auch ihn trifft die Übersetzerin mit erstaunlicher Einfühlung. (Vielleicht, liebe Karin Kersten, habe ich Sie allzu sehr hinter Djuna Barnes verschwinden lassen und so meine Aufgabe

eigentlich verfehlt.

Vielleicht aber gibt es ja für einen Übersetzer kein größeres Lob, als wenn man ihn nachsagt, daß er ganz u d gar mit seiner Einfühlung und seiner Originalität eingegangen ist in seinen Autor - oder, anders ausgedrückt und noch einmal auf Djuna Barnes bezogen, daß diese nun, ganz unverfälscht sie selbst, durch Sie als Übersetzerin in einer anderen Sprache spricht.

Dazu ist Ihnen - dazu ist auch dem Wagenbach Verlag - zu gratulieren.

Es bleibt noch genug zu tun: da sind die frühen frechen Gedichte im "Book of repulsive women" und die späten, die englisch 1982 erschienen. Da sind die - nicht nur für Kinder amüsanten - "Creatures on an Alphabet". Und da ist schließlich die Korrespondenz, auf deren baldige Edition zu hoffen ist und die sicherlich eine genauere und einfühlsamere Biographie anregen könnte, als die bislang vorliegt. Und da lässt es sich kaum vermeiden an Brigitte Siebrasse als Autorin, an Karin Kersten als Übersetzerin zu denken.

Nein, liebe Karin Kersten, ich will Sie nicht in eine lebenslange Identifikation mit e i n e r Autorin hineinreden - die Spannweite Ihrer Neigungen ist größer - aber es wäre schön, wenn Djuna Barnes in Ihrer Obhut - und mit den noch zu erwartenden Publikationen - in der des Wagenbach Verlags bliebe.

Es wäre beiden zu danken.

Kyra Stromberg